

stehend vor dem Fernseher, denn die Handspindel muss langsam zu Boden sinken) genauso leidenschaftlich dem Filzen und Nadelbinden, einer dem Stricken vorangegangenen historischen Schlingtechnik frönt, ist selbst eine Frau und hat sich mit diesem Aspekt ausführlich beschäftigt. „In der Steinzeit war das zwangsläufige Arbeitsteilung“, erzählt sie. Zwischenzeitlich durch Schwangerschaften und Geburten weniger belastbar, durch die Kinderversorgung auch temporär an festen Ort gebunden, gingen die Frauen nicht immer mit auf die Jagd, sondern sorgten in den „Babypausen“ für die so eminent wichtige Stoffgrundlage und die Kleidung. Eine gleichberechtigte Arbeit, und lange Zeit in lang vergangenen Zeiten als solche anerkannt.

Doch 10 000 Jahre später ist es um das Ansehen weiblicher Handarbeitskunst anders bestellt. Obwohl (oder weil?) weder individuelles Jagen noch Spindeln üblicherweise ernsthaft betrieben werden, stellt die Archäologin fürs Heute trefflich fest: „Jagdtrophäen gelten als Statussymbole, handgestrickte Pullover dagegen als uncool. Warum?“ Und gibt selbst die Antwort auf die Frage. Weil in späteren Zeiten Kriege und Auseinandersetzungen immer wichtiger wurden, Männer dadurch Machtpositionen ausbauten und Frauen in der Folge an Einfluss verloren, wodurch „das Ansehen ihrer Arbeitsleistung sank“. Und weil ihnen auch noch zusätzlich in den christlichen Kulturen „die Erbsünde in die Schuhe geschoben“ worden war, was sie und ihr Tun noch mehr entwertete. Bald galt das Spinnen, das seit der Antike als Symbol für Fleiß, Reinheit und Keuschheit verwendet wurde, sozusagen als Wiedergutmachungs- und Unterdrückungsstrategie zugleich, als „angemessene Arbeit für Frauen“.

Mahatma Gandhi SPANN GERNE zur Entspannung

Aber natürlich gibt es Ausnahmen von der Frauen-Regel. So zeigte sich niemand geringeres als Mahatma Gandhi gerne mit seiner mechanischen Spinnmaschine – ein ähnliches Exemplar aus Pakistan, eine flache Brettanordnung, bei der die aufgelegte Spindel mittels Kurbel in nötige Drehung gerät, ist in der Ausstellung zu sehen, als „eines meiner Schatzstücke“, wie Claßen-Büttner sagt. Gandhi, so wird berichtet, spann gerne zur Entspannung. Verband aber auch und vor allem eine politische Aussage mit seiner Lieblingstätigkeit. Besetzt und ausgebeutet von der Kolonialmacht England, hatte Indien die uralte Tradition (und den Erwerbszweig) der Textilherstellung abgegeben und lieferte nur noch Baumwolle zur Verarbeitung beim Kolonialherrn ab. Gandhis gewaltloser Weg zur Unabhängigkeit sah unter anderem vor, die eigenständige Kleiderproduktion zurück ins Land zu holen. Er führte das traditionelle Spinnrad erfolgreich wieder in Indien ein und ging mit gutem Beispiel bei dessen Nutzung voran. Auf der ersten indischen Flagge nach der Unabhängigkeit deshalb – genau: ein Spinnrad als Symbol für Eigenständigkeit und Selbstbestimmung.

Und dann waren da noch die preußischen Soldaten und andere Männer, die im 18. Jahrhundert zum Spinnen zwangsverpflichtet wurden. „Garnhunger“ war der Grund dafür, ein gängiger historischer Fachausdruck. Längst war zu dieser Zeit das Tretspinnrad, wie wir es heute kennen, erfunden



Spinnen modern: Längst übernehmen Spinnereimaschinen, wie sie etwa bei Rieter in Ingolstadt fabriziert werden, das Garndrehen en gros. Foto: DK-Archiv

den – seine Entstehung in Mitteleuropa datiert im 13. Jahrhundert – und hatte die Handspindel abgelöst. Auch den Webstuhl gab es schon, dessen Geschichte ebenfalls weit, bis in die Neusteinzeit, zurückreicht, und der im 18. Jahrhundert bereits industriell zum Verarbeiten gesponnenen Materials genutzt wurde. An die zehn Spinnerinnen, die ihn mit Fäden belieferten, brauchte ein einzelner Weber für seine Arbeit; „ein Missverhältnis in der Produktion“, wie man es heute nennt, aber damals gerade noch zu handeln. Bis John Kay 1733 den sogenannten Schnellschützen erfand, ein „fliegendes Webschiffchen“, mittels dessen die Stoffbahnen verbreitert und die Webgeschwindigkeit verdoppelt werden konnten. Im Gegensatz zur Spinnengeschwindigkeit. Immerhin sollte es noch über 30 Jahre dauern, bis die erste halbwegs funktionierende Spinnmaschine, die „Spinning Jenny“ ertüftelt wurde, obwohl, wie Ulrike Claßen-Büttner erzählt, einige Länder hohe Prämien aussetzten für die Erfindung schnellerer Maschinen als das Spinnrad. Und so musste, ehe Spinnerei- und Webmaschinen schließlich „zur Speersitze der Industriellen Revolution wurden“, erst mal jeder ran, dessen man habhaft werden konnte: Bettler und Berufslose, Kranke und Kinder, Soldaten und Offiziere auf Urlaub wurden zum Spinnen zwangsrekrutiert. Und vor allem In-sassen von Irrenhäusern. Dass „spinnen“ heute schneller als Synonym für „verrückt sein“ als für „handarbeiten“ verstanden wird, rührt vermutlich genau aus dieser Tatsache.

Oder doch eher – denn das ist die zweite Theorie dieser Begriffsveränderung – aus den Spinnstuben des Landes, die es bis ins 19. Jahrhundert gab? Aus diesen Orten sozialer Zusammenkunft also, in denen unverheiratete Frauen zusammenkamen, Mädchenjahrgänge ihre Aussteuer spannen, junge Männer zu abendlichen Besuchen vorbeischaun und sich ein Mädels ausgucken konnten und wo es

gerüchteweise mitunter so locker zugeht, dass die „Rockenstube“ von so manchem Ortsgeistlichen als „Lasterhöhle“ angeprangert wurde? In diesen Räumen aber jedenfalls, in denen im gemütlichen Miteinander des Winters so zwangsläufig wie das Garn Geschichten gesponnen wurden, wo man erzählte, plauderte und womöglich auch ein bisschen „spinnert“ fabulierte.

Wo der ALTE KNACKER herkommt

Wobei man aber vermutlich eher selten „den Faden verlor“, sondern seine „Fäden spann“, wenn Heiratskandidaten kamen – Sprichwörter, Redensarten oder Begriffe, die aus der Welt des Spinnens stammen, gibt es genug, und selbstverständlich sammelt und erklärt die Ausstellung auch sie; Ergänzung durch die Besucher wird ausführlich erbeten. Der Begriff des „alten Knackers“, wie der des „Spinners“ heutzutage keine sehr freundliche Bezeichnung, stammt übrigens ebenfalls aus ihr. Denn früher wurden alte, gebrechlichen Familienmitglieder, die nur noch wenig leisten konnten, ins häusliche Arbeitsleben mit eingebunden, indem sie still am Ofen sitzend Wolle „haspelt“, sie also durch straffes Spannen um eine Art mehreckigen großen Rahmen, die Haspel, vom Drall, den jeder Spinnfaden besitzt, befreiten. Und das Zählwerk jener Haspel, das jeden Meter gesponnenen Zwirns registrierte, tat das – mit einem lauten Knacken.

Ulrike Claßen-Büttner führt dieses Knacken gerne dem Besucher vor, denn natürlich gehört eine veritable Haspel als notwendige Nachbereitung zum Spinnen so selbstverständlich zur Ausstellung wie die vielen flauschigen Vlies-Knäuel

zur Auswahl als dessen Vorbereitung. Haare der Mohairziege oder der Kaschmirziege, des Kaninchens, des Alpaca-Kamels und des ganz ordinären Schafs, daneben Faserpuschel von Flachs, Lein oder Kokos: Ein großes Sortiment zum Fühlen, Tasten und Wühlen, wie es die Ausstellung verlangt, aber nur eine kleine Auswahl dessen, was alles für die Spindel und das Spinnrad nutzbar ist. „Spinnen kann man eigentlich alles, was lang, dünn und elastisch ist“, erklärt die „Filzfee“ die Definition von „Faser“. „Vermutlich sogar gekochte Spaghetti“. Versucht hat sie das noch nicht, aber immerhin kennt Claßen-Büttner Leute, die die ausgekämmten Haare ihres Hundes sammeln, sie verspinnen und sich daraus einen kuscheligen Pullover stricken, solcherart auch optisch und geruchlich Verbundenheit mit ihrem Zampel demonstrierend.

Ihre eigene Weiterverarbeitung gesponnenen Garns – versprochen: Es besteht nicht aus Hundehaaren – sieht anders aus und wird ebenfalls exemplarisch in der Ausstellung präsentiert. Schließlich will die ja junge und erwachsene Besucher zum Spinnen animieren, und bietet deshalb nicht nur im Rahmenprogramm Spinnworkshops und in der Schau selbst die Möglichkeit zu Erstversuchen an, sondern zeigt auch verführerisch, was entstehen kann, wenn man mit dem Spinnen erst mal angefangen hat und wie die „Filzfee“ wollständig geworden ist. Im vorliegenden Fall sind das eine cool-kecke, leuchtend orange Mütze und dazu passende Socken. Die Wolle hat Claßen-Büttner eigenhändig gesponnen, gehaselt, mit Pflanzensäften eingefärbt und dann – nein, wie gesagt, nicht verstrickt: „Das ist mir zu modern!“. Sondern in der alten Technik das Nadelbindens, Schlinge für Schlinge, zur Bekleidung gemacht. Wie das Nadelbinden geht, wo es herkommt, was man dazu braucht: Das ist wieder eine andere Geschichte aus der Welt historischer Handarbeitskunst.

Die Ausstellung „Spinnst Du?!“ ist seit vergangener Donnerstag im Römer und Bajuwaren Museum Burg Kipfenberg zu sehen, sie läuft bis zum 31. Oktober und ist täglich von 10 bis 16 Uhr, am Freitag bis 22 Uhr geöffnet. Die nächste kostenlose Sonderführung durch die Schau mit Minispinnkurs findet am 21. Juni um 15 Uhr statt, der nächste Spinnworkshop am 17. Juni um 19 Uhr. Weitere Informationen zur Ausstellung und zum museumspädagogischen Rahmenprogramm gibt es im Internet unter den Web-Adressen www.bajuwaren-kipfenberg.de oder www.spinnstdu-ausstellung.de. Dort können auch alle Kurse und Sonderführungen für Gruppen und Schulklassen gebucht werden. DK



Der erste Bajuware in seinem Grab: Faserspuren am Skelett machten diese Inszenierung möglich.



Gandhi lesend neben seinem Spinnrad: Ein Bild, das um die Welt ging und den Weg Indiens in die Unabhängigkeit symbolisiert. Fotos: DK-Archiv / dpa